



Feierabend



Die Spinne von Dongga.

Von Koch-Watera.

Es wurde Nachmittag, Abend, Mitternacht. Am Firmament glitzerte ein Meer von kleinen Perlen, und über dem Palmenwäldchen leuchtete in strahlender Pracht das Kreuz des Südens. Und noch immer saßen wir mit Mynheer van Straelen vor dem Pfahlgelände, das die Malaien von Dongga ihren Gästen einzuzäumen pflegen.

„Jawohl, meine Herren, es ist so, wie ich sage. Sieben Jahre sind hingegangen und der Himmel soll mich in meinem eigenen Frisassee schwören, wenn ich je einen wiedergesehen hätte. Ich verwette mein altes Leben darauf und das Ährige dazu, daß der deutsche Professor heute noch lebte, wenn er auf mich gehört hätte. Aber nein, er wollte in die Höhle und blieb drin. Darum Hände weg von einem solchen Abenteuer, das sieben ehrenwerten Gentlemen die vorwichtigen Hälse gekostet hat.“

„Ihr Wort in Ehren, Mynheer van Straelen, aber sagen Sie uns um alles in der Welt, was jenen ehrenwerten Herren eigentlich die Hälse gekostet hat. D-ß durch die Temperaturunterschiede in den unterirdischen Gängen schreckhafte Zerrbilder entstehen, ist eine längst bekannte Sache. Aber das braucht doch niemandem das Leben zu kosten.“

„Nichts für ungut, junger Herr! Ich war einmal in der Schlucht. Es mögen dreißig Jahre her sein jetzt. Das Grausen packt mich, wenn ich heute daran denke. Machen Sie sich nicht lächerlich, Mynheer, mit Ihrem Temperaturunterschied. Mir saß der Tod im Nacken. Ich zitterte am ganzen Körper, als ich das Licht des Tages wieder sah. Im übrigen denken Sie an Soejadongga. So nennen die Malaien die Schlucht: Soejadongga — Tal des Todes.“

Still und tief war die Tropennacht. Aus der niederen Hängematte drangen die gleichmäßigen Atemzüge meines Gefährten Sascha. Die schwarzen Heintchen zirpten nicht mehr. Aber ich schlief nicht auf meinem Kissen. Soejadongga — Tal des Todes! Es stand bei mir fest, daß ich morgen, während der Abwesenheit meines Gefährten, in Soejadongga eindringen würde.

Es war ein heißer, sonnenheller Morgen, als Sascha mit dem Holländer Olivier van Straelen auf die Jagd ging. Als sie

eine gute Stunde weg waren, traf ich meine Vorbereitungen für den großen Augenblick, wo ich sicher, aber gleichmütig in meinen Stiefeln zu sterben haben würde. Ich gürtete die Pistole um, steckte die elektrische Lampe mit einer neuen Batterie zu mir und barg mit besonderer Sorgfalt die kleine Injektionspritze mit unserer gesamten Dosis Morphium, die genügt hätte, um einen Elefanten um die Ecke zu bringen, in meiner Brusttasche. So brauchte ich keine Gefahr zu fürchten. Wurde ich wirklich von der Außenwelt abgeschlossen oder die bösen Soejadongga-Geister bereiteten mir einen qualvollen Tod, so konnte ich mich mit dem Medikament in den Adern gemächlich zum ewigen Schlaf niederlegen.

Mein Weg führte steil bergan, und mehrmals hielt ich kurze Rast, um einen Blick seitwärts auf die scharfen Gipfelzüge der „Säge“ zu werfen, die wie eine Fingel aus trocknem Urgestein inmitten schieferblauer Palmenwälder lag.

Die Sonne stand hoch am Himmel, als ich vor dem Eingang der Höhle Soejadongga ankam. Eine muffige Luft, wie in dem verkampfterten Verließ eines Althändlers, kündigte mir an, daß ich die Schwelle zu Soejadongga bereits überschritten hatte. Vorsichtig tastete ich mich an der Wand der Schlucht entlang. Der Lichtschein aus dem oberen Spalt war so schwach, daß man in dem geräumigen Gang kaum eine Pferdelänge weit sehen konnte. Einmal hielt ich die Hand an den Mund und rief etwas. Da kam ein Widerhall von irgendwoher. Als ich zum ersten Male die elektrische Lampe aufflammen ließ, bot sich meinen Augen ein unvergeßliches Bild: Ich stand an der Wand eines großen glühenden Hohlraumes, der in seinem Innern einen tiefen, spiegelklaren See barg. Da — was war das? Dort lag ein Rahm. Zur Hälfte im Wasser, mit einem Stein beschwert. Durch mehrere Lecks war das Wasser eingedrungen. Wer mochte ihn benutzt haben? Ich tastete mich weiter durch einen Gang, dessen Wände sich fettig anfühlten. Ein rötlicher Lichtschein von oben her schien mir wie ein Gruß von der Außenwelt. Da — mein Gott! Ich fühlte, wie mir das Blut in den Adern erstarrte. Vor mir stand ein Mann mit einem unförmigen

bleichen Gesicht. Wie festgebaut stand das Wesen in der Mitte des Ganges. Jetzt bewegten sich seine breiten Lippen, seine Hände wollten nach mir greifen. Da wurde mir siedend heiß, meine Sinne versagten den Dienst. Das Letzte, was ich fühlte, war, wie ich mit dem Kopf an der Gipswand hinunterglitt . . .

Als ich aus der tiefen Ohnmacht erwachte, empfanden meine wiederbelebten Sinne sofort die drohende Gefahr. Ich kroch am Boden weiter, und während ich mit fieberhafter Eile der Stelle zustrebte, wo das rötliche Licht von außen her in die Höhle drang, stieß ich mit dem Kopf an Steine und spitze Ecken. Nur heraus aus diesem Felsenkeßel! Heraus!

Ich rannte gedankenlos den Weg zurück, den ich gekommen war. Dem Stand der Sonne nach zu urteilen, mußte ich wohl an die zwei Stunden dort oben gelegen haben. Als ich im Malatendorf ankam, traf ich sogleich Mynheer van Straelen.

„Wo ist Ihr Kamerad?“ fragte er.
„Mein Kamerad? Ja, der muß doch bei Ihnen sein. Sie sind doch zusammen auf der Jagd gewesen.“

„Nichts Jagd, Mynheer. Es war viel zu heiß. Bei solcher Hitze kommen die Affen nicht heraus. Nach zwei Stunden waren wir schon zurück und da ist er weggegangen, wollte hinauf zur Höhle. He, he, dachte mir's doch gleich, daß Sie auch dort sein würden! Haben Sie ihn denn nicht getroffen?“

Ich hatte keine Ruhe mehr. Sascha war gewiß in die Höhle eingedrungen.

Mynheer van Straelen erklärte sich zu jedem Dienst bereit. Nur in Soejadongga eindringen, das könnte er nicht.

„Das ist, weiß Gott, kein Zeichen von Schwäche, junger Freund. Sie haben ja den Boten des Todes mit eigenen Augen gesehen. Nehmen Sie das als Warnung hin und versuchen Sie nicht, das Geheimnis von Soejadongga zu entschleiern, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist. Das einzige Opfer der Schlucht, das ich selbst gesehen habe, war der deutsche Professor vor sieben Jahren. Einer von uns fand die Leiche am Ausgang der Höhle. Schneeweiß war sein Gesicht und die Adern trafen hervor wie

schwarze Linien. Keine Wunde war an seinem Körper, keine einzige. Sieht so ein Mensch aus, der eines natürlichen Todes gestorben ist?"

Letztes Not lag auf goldenen Berghäuptern, als ich zum zweiten Male vor dem engen Felspalt stand.

„Keine zehn Pferde bringen mich in die Höhle hinein!“ jammerte der Holländer.

Die Sorge um meinen Kameraden gab mir die Kraft, den Gedanken seiner Rettung ins Werk zu setzen. Vorsichtig tastete ich mich durch die Schlucht. Unberührt lag der Kahn an seiner Stelle. Kein noch so kleines Zeichen verriet, daß jemand außer mir die Stille des Bergschlundes gestört habe. Ich ging weiter durch den Gang mit den fetigen Wänden. In der Rechten die entzündete Pistole, in der linken Hand die Lampe mit dem Scheinwerflichter. Diesmal sollte mich nichts aus der Fassung bringen. Der erste „Bote des Todes“, und mein Schuß würde ihn zur Strecke bringen, wenn er ein leidenschaftlicher Mensch wäre. Da kam noch einmal das Grauen über mich. Einen kurzen Augenblick nur, dann war ich Herr meiner Sinne.

Dort lag ein Mensch am Boden, das Gesicht zur Erde gekehrt. Ich rannte hinaus... ins Freie. Tief über Klippen und Steingeröll.

„Hallo, Wynheer van Straelen!“ Der Holländer kam mir entgegen. Wir gingen zusammen der Stelle zu, wo Sascha Wassiljewitsch lag. Van Straelen hielt sich in respektvoller Entfernung. Aber schließlich half er mir tragen.

„Dort liegt noch eine Pistole, Wynheer. Nehmen Sie sie mit!“
Es war die Waffe meines Gefährten,

die entschert am Boden lag. Die Ahnung, daß mit dieser Waffe ein Kampf stattgefunden haben mochte, trieb mich zu höchster Eile, an, meinen Kameraden ins Freie zu schaffen.

Bis in die späte Nacht hinein sah ich am Boden und hielt die Hand meines Kameraden, die Hand — eines Toten.

Am Abend folgenden Tages wurde Sascha unweit der Stelle, wo er des rätselhaften Todes gestorben war, begraben. Kein Wundmal bedeckte seinen Körper. Nur zwei kleine Pünktchen auf seiner Wange, wie die Bistwunde einer Schlange, waren als Besonderheit zu bezeichnen. Im übrigen war seine Haut von einer auffallend weißen Farbe und die Adern im Gesicht sahen aus wie schwarze Stränge...

Ich habe mit vielen Vornehmern über die Geheimnisse der Felschlucht gesprochen. Keiner vermochte sie zu erklären.

Als ich gegen Ende des Jahres 1922 mit meiner Dissertation beschäftigt war, kam mir ein Buch zu Gesicht: Jan Coolmans, die Eroberung von Vorneo. Darin heißt es: „So braucht man also die Fata morgana nicht zu fürchten, ruhig muß man bleiben, und vor allem nicht schießen! Denn durch den Schuß werden die schwarzen Kreuzspinnen aus ihren Verstecken gelockt und finden sofort den Weg zu Mensch und Tier. Und so sie gebissen haben, da tritt sofort der Tod ein. Wer deshalb in der Schlucht von der Spinne überrascht wird, der laufe, so schnell er kann, und befehle seine Seele unserem Herrn und Vater im Himmel!“

Desen aber bin ich gewiß, daß Sascha Wassiljewitsch in der Schlucht geschossen hat.

und Untergang Babylons und Ninives, hörte von der verschollenen Zivilisation Palatans. Urweltliche Ungeheuer lungerten in seinem Schatten, Affenwesen jochten neben ihm. Sein Gedächtnis reicht bis in die Zeit, da der Mensch die Erde noch nicht betreten hatte. Lange, schweigende Zeitalter lebte er, ehe die Wikinger die Neue Welt sahen, Columbus ihre Inseln sichtete oder Cortez ihre Bewohner hingschlachtete. Er war schon alt, als Europa noch eine Wildnis und England eine wüste Insel war.

Er ist älter als irgendein Monument, das Menschenhand errichtete. Neben ihm sind die Pyramiden jung, die Tempel von Karnak und Luxor und selbst die Ziegelplastiken von Sies Kimrod.

John Muir war es, der erklärt hatte, daß die Mammutbäume Kaliforniens viertausend Jahre alt seien. Also sind auch sie noch Kinder, verglichen mit der venerablen Zypresse von Santa Maria del Tule.

Das Leben, so vergänglich und flüchtig, hat hier sein seltsamstes Heim, einen Organismus, der älter ist als die geschichtliche Menschheit. Insekten, die nur einen Tag leben dürfen, umschwirren den Baum, Menschen, die achtzig Jahre leben dürfen, umschreiten ihn. Dem Baum gelten beide gleich.

Eines Tages werde ich nach Santa Maria del Tule gehen und eine Weile unter den Ästen dieses Baumes verbleiben. Vielleicht kann ich aus dem Zaun seiner Blätter das Fültern der Ewigkeit vernehmen. Ich werde meine Hände berühren und es wird sein, als ob ich die raue Hand eines der Demütigen ergriffen hätte, die dereinst halsen, die Welt zu bauen. Mein Herz wird sich von Jahrhunderten nähren. Die Zeit und alle Kleinlichkeiten meines Lebens werden von mir fallen wie ein Gewand und ich werde den Schauer des Wortes fühlen: Von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Deshalb möchte ich einmal nach Mexiko gehen, nach Oaxaca, und von dort zwei Meilen und eine halbe östlich nach Santa Maria del Tule, auf den Friedhof zum Baum der Bäume.

Springfüßler.

Eine Reihe von Tieren hat Muskeln, die im Verhältnis zu der gesamten Körpergröße so stark sind, daß das Tier ein Vielfaches seiner Körperlänge im Sprung zurückzulegen vermag. Die Heuschrecke springt dreißigmal weiter, als sie lang ist, die Springmaus kann das fünfzehnfache, die Waldmaus das achtfache ihrer Körperlänge überspringen.

Wenn ähnliche Verhältnisse bei den großen Raubtieren obwalten würden, so hätte sich niemals ein Mensch in einen Urwald wagen können. Aber glücklicherweise nimmt die Länge der Sprünge im Vergleich zur Körperlänge mit zunehmender Größe ab. Die Kraft der einzelnen Muskeln wächst nicht entfernt so rasch wie das Gewicht der Tiere. So können der Tiger und der Löwe nur noch dreimal so weit springen, wie ihre Körperlänge ausmacht.

Man stelle sich das Entsetzliche vor, daß sie ebenso wie der Floh, der Meister unter den Springern, zweihundertmal so weit springen könnten, wie sie lang sind. Kein Tier und kein Mensch wäre wohl imstande, sich vor diesem fürchtbaren Springer zu retten. Er brauchte nicht mehr die Straße, um sein Gebiet zu durchfliegen, sondern könnte in grauenhaften Sprüngen auf eigenen Füßen die größten Entfernungen zurücklegen.

Moral.

Einst ging ein Weiser über die Welt, der hatte kein Haus, keinen Orden, kein Geld. Er predigte Erbarmen und ging zu den Kranken und Armen. Laut tönten seine Klagen. Er wurde ans Kreuz geschlagen.

Unter Blitz und Donnerwetter schufen die Reichen sich andere Götter: tüdlich, brutal, verrucht, von allen guten Geistern verflucht, und hängten mit frommem Gesumm einen christlichen Mantel sich um.

Das ist schon lange her, mein Sohn. Sie sehten das goldne Kalb auf den Thron. Was Menschlichkeit!

Was Brüderlichkeit!
Wie lächerlich: Wer zwei Röde hat, der sorge für den, der keinen hat...

Sei klug: und erb' und spekulier' oder du bleibst ein Arbeitstier — Ich bin Aktionär und lauf dich mir. Wehr' dich, ob du was bezweckst! Mein bist du, bis du verreckst.

So möchten sie's ewig treiben. Wer Knecht ist, soll Knecht bleiben. Pfaffen und Polizisten erzehren geduldige Christen und lehren dem Böbel Bescheidenheit vor Gott und der hohen Obrigkeit.

Karl A. Meyer.

Der Baum der Bäume.

Von Frank Crane.

Uebersetzung von Max Hayer.

Ich bin niemals dort gewesen, aber ich möchte hingehen: ins Land Mexiko, in die Stadt Oaxaca, und dann zwei Meilen und eine halbe östlich in das Dorf Santa Maria del Tule, um dort, auf dem Friedhof, einen Baum zu sehen, den ältesten auf Erden, von dem man weiß. Ich möchte unter seiner Krone sitzen, meinen Arm um seinen Stamm legen und fühlen, wie sein Schatten meine Seele mit dem Hauch der Jahre durchdringt. Nichts anderes auf Erden vermöchte es so.

Wenn ich ein Heide wäre, würde ich nicht nur die Sonne verehren, sondern auch den Baum. Der Baum scheint mir von allem, was wächst, dem Menschen am nächsten.

Am Anfang des Menschenseins stand, nach dem Worte der Schrift, der Baum der Erkenntnis im Garten Eden. Am Ende wird der Baum des Lebens im Himmel stehen.

Der Baum ist des Menschen Schatzkammer, die ihn mit Obdach, Nahrung, Baumaterial, Möbeln und Waffen versieht. Er ist des Menschen ältester Freund.

Viktor Hugo weist darauf hin, wie der Strom mit seinen Nebenflüssen nach dem Bilde des verästelten und verzweigten Baumes geschaffen scheint. Sieh auf deine Landkarte: dort siehst du die baumhaften Linien des Amazonas und des Mississippi.

Der Baum von Santa Maria del Tule ist fünfzig Jahrhunderte alt. Er war also schon alt, als Adam, Eva und der Teufel die paradiesische Dreieckstragödie spielten. Er von den Winden die Geschichte vom Aufstieg

Haremsfrau und Amazone.

Aus den Bekenntnissen einer Afghanin.

Eine Afghanin namens Naze Sarabchi, die früher in afghanischen Harems war und an der Revolution gegen Amanullah tätigen Anteil genommen hat, erzählt in einer Londoner Wochenschrift ihre Erlebnisse: „Mein Name bedeutet ‚Lodernde Flamme,‘“ schreibt sie, „und ich bin jetzt 22 Jahre. Ich war noch sehr jung und fing eben an, den Gesichtsschleier zu tragen, als mich meine Eltern für fünf Ziegen und einen Sack mit Nupien in den Harem von Schalem Dagh verkauften. Es war kein hoher Preis, aber ich war damals mit 12 Jahren

noch sehr mager und deshalb nicht begehrenswert.

Schalem wollte mich fett machen und gab mir eine Unmenge Süßigkeiten, die ich über alles liebte. Aber je mehr ich aß, desto dünner wurde ich. Er gab mich daher an einen andern Mann, der Teppichbewahrer im Palast König Amanullahs war. Kluge Frauen in unserm Harem kennen manche Mittel, um sich die Gunst ihres Mannes zu erhalten; ich bewahrte mir die des meinen fast ein Jahr lang mit Krötenasche und Knoblauch, die ich ihm in die Speisen tat. Er selbst merkte nichts davon, aber der König roch es, als er ihm zu nahe kam, entließ ihn von seinem hohen Posten, machte ihn zum Wächter der königlichen Goldschatze und riet ihm, sich von mir zu scheiden.

Mein nächster Gatte war Henter

für das ganze Gebiet von Kabul, ein grausamer Mann, der Mörder und Kameldiebe mit seinen eignen knochigen Fäusten erlöhrte und in der fruchtbarsten Winterkälte die Verurteilten manchmal zu den Seen nahm und dort so lange mit Wasser besprenkte, bis sie zu Eisfiguren erfroren waren. Baghijala — so war sein Name — vernachlässigte uns schrecklich; ich war damals 14 Jahre, und er hatte zwei Frauen, die jünger und schöner waren als ich. Er gab mich weiter an den alten Kurden-Däubsting Kar-Zebb, der einen schönen Harem zu Sorat hatte. Hier lebte ich ruhig und glücklich und wurde schließlich fett und anziehend. Zebb liebte mich und brachte mir eines Tages mit seinem glühenden Messer

ein Brandmal auf der Brust

bei, um zu verhindern, daß ich ihm fortlaufen könnte. Er sagte, er wollte mich bei Allah lieber in einem Korb auf die Spitze eines hohen Pfahles hängen und von der Sonne verbrennen lassen, als daß er gestatten würde, daß andere Männer mein Gesicht sehen würden. Das war die allgemeine Ansicht der afghanischen Männer, und das schamlose Benehmen der Königin, die nicht nur ihr Gesicht, sondern sogar ihre Beine zeigte, erfüllte alle mit Abscheu. Das war ein Hauptgrund, weshalb die Männer sich gegen Amanullah erhoben; ein anderer war der, daß sie nur jeder ein Weib haben sollten. Nach dem islamischen Gesetz, das in Afghanistan bisher streng eingehalten wurde, sieht der Mann seine Frau zum erstenmal, wenn er ihr nach der Hochzeit den Schleier abnimmt; erweist sie sich dann als häßlich, so gerät er in große Wut, weil ihn die Eltern betrogen haben, die von der Schönheit ihrer Tochter nicht genug erzählen konnten;

er fordert sein Geld zurück,

und wenn er das nicht bekommt, dann spricht er die Scheidung aus. Als Sacha Bafao, ein guter Mohammedaner, obwohl sie ihn einen Vandalen nannten, der jegliche Emir Habibullah Khan, den Kampf gegen Amanullah begann, da wollte ich ihm in diesem gerechten Kriege

helfen, und ich floh mit zehn andern Frauen aus den Harems von Herad zu ihm. Sacha erlaubte niemals seinen Frauen sich in den Straßen von Kabul zu zeigen, und wir alle geben ihm recht, wenn er die Schamlosigkeit des Königs und seiner Gattin bekämpfte. Wenn wir aber gewagt hätten, das Benehmen der Königin Surija zu billigen, dann hätten uns unsere Männer getötet. Zebb starb, nachdem ich ihm entlaufen war, aber ich verehere sein Andenken, weil seine Smaragden mir die Mittel gaben, für mich und die andern Mädchen Gewehre

und Munition

zu kaufen. Wir fochten zuerst mit den Dadschis und dann mit den Achmedzais. Ich tötete in den verschiedenen Kämpfen allein 90 Männer; aber sie hatten kein Recht auf Mitleid; denn sie waren Verräter an unserer Religion. Das Leben bei Sacha Bafao wurde aber immer unerträglicher; die Männer sahen in uns Frauen

nicht nur Kämpfer, sondern wollten uns vorübergehend zu ihren Frauen machen, was gegen unsere Religion ist. So lehrte ich mit zwei andern jungen Frauen nach Kabul zurück, verkaufte einige meiner Smaragden und trat mit einer andern Frau die gefährliche Reise nach der persischen Grenze an. Unser Kamelführer starb auf der Wanderung, weil er eines Nachts meine Freundin belästigte, und diese wußte sich nicht anders gegen ihn zu schützen, als daß sie

eine kleine Raja-Schlange,

die sie in einer Kiste mit sich führte, auf ihn losließ. Rajas sind ein guter Schutz, ihr Biß bedeutet sichern Tod. So starb der Mann; ich warf meine Raja-Schlange von mir, als ich Bender-Abassi erreichte, denn ich wollte nach Europa und wußte, daß dort die Frauen keine Schlangen brauchen. So kam ich nach Marseille und nach Paris, aber ich bin entsetzt über dieses Land, in dem die Männer ihre Frauen sogar auf der Straße küßen, sie beim Tanz umschlingen und die Frauen ihr Gesicht und alle ihre Reize schamlos zeigen. —

Tarka geht auf Jagd.

Von Henry Williamson.

Im Verlage von Dietrich Reimer, Berlin, ist in deutscher Uebersetzung ein in England preisgekröntes Buch „Tarka der Otter“ erschienen, welches das geheimnisvolle Leben und die Gewohnheiten der Fischotter entschleiert. Es ist ein Buch, wie es nur einem Dichter, Naturbeobachter und großen Tierfreund gelingen konnte und Henry Williamson ist dies alles. Eine naturgeschichtliche Studie, in die Form einer Erzählung gebracht, aber man ist wie bei einem Roman bis zur letzten Zeile in Spannung, nicht zuletzt durch Sprache und Stil. Mit Erlaubnis des Verlages geben wir nachstehend ein Kapitel aus dem Buche wieder:

Eines Abends, als die Vögel im Kanal sich durch den Druck der Ebbe westwärts neigten und die Seemöven still und tief über dem Meere flogen, den dunkelnden Klippen der Landzunge zu, begaben sich Tarka und Grey-muzzle auf eine Reise. Sie waren den Lachsen den Fluß hinauf gefolgt, und Grey-muzzle war mit einer bestimmten Absicht wieder zurückgekommen. In der klaren Luft blinkte das funkelnde Auge des Leuchtturmes, der wie ein hoch aufragender, gebleichter Knochen am Rande der Dünen stand. Die Fischottern ritten auf den wirbelnden Wellen, die das Kielwasser eines Segelbootes bildete, stromabwärts, und das Brausen des Wassers in der Barre klang immer lauter. Trüber und unwidrig war der Tag hinter dem von grauen Wellenkämmen gezackten Horizont verschwunden und hatte einen bleichen Schein auf dem kalten Meer zurückgelassen.

Die Wellen hoben und senkten sich unter dem kleinen Segelboot, das die weiße Brandung der Barre von seinem Bug fortstieß. Ein Wellenkamm schob sich unter seinen Kiel, und es stürzte in ein Wellental. Links stieg eine Nebelwand hoch und schwebte über einer grauen Klippenreihe, auf welcher das Brack eines Torpedos lag. Das zerklüftete Brack hatte schon seit Jahren da gelegen, wie Fragmente eines in einem Spinnengeewebe gefangenen Käfers. Ein hoher Seegang, der den fliegenden Vögeln weit über das Moorland schleuderte, hatte das Boot auf die Klippen geworfen. Am Tage schliefen Tarka und Grey-

muzzle behaglich zusammengekrault auf den von den Wellen glattgeschuerten Steinblöcken die manche Sturzsee dorthin gewälzt hatte.

Zwei Stunden nach Mitternacht waren die Fischottern schon zehn Kilometer weit an der tiefliegenden Küste entlanggeschwommen und hatten die Bucht in der Landzunge erreicht, an die sich Grey-muzzle doch erinnerte, denn sie hatte sie aufgesucht, als sie das Leben ihrer Jungen in sich fühlte. Die Flut hatte tiefe Wasserlachen zwischen den Felsen zurückgelassen, die die Fischottern nach Schleimfischen, Meergrundeln und anderen kleinen unter dem Seetang lauenden Fischen abjachten. Die jungen Steingarneelen, deren Schwänze sie zuerst fraßen; die Köpfe ließen sie immer liegen. Von den Felsen rissen sie mit den Zähnen die Miesmuscheln herunter, die sie mit den Pfoten festhielten, um sie aufzuknaden und das Tier herauszuschlüpfen. Während Grey-muzzle einen Sandaal herausbuddelte, durchsuchte Tarka einen tiefen Pfuhl, in dem ein Hummer lebte, der nur eine Schere besaß. Dieser lag zwei Meter tief im Felsen versteckt, am äußersten Ende einer Felspalte, die so schmal war, daß Tarka nicht hineinschwimmen konnte. Viermal versuchte er, den Hummer mit der Vorderpfote, deren Klauen schon durch das viele Scharren im Kies und Sand sehr stumpf geworden war, herauszuholen, und in seinem Eifer, die Beute zu erwischen, riß er mit den Zähnen den Seetang von der Felswand herunter. Der Hummer war schon sehr oft in seinem Leben belästigt worden, denn fast jeder Mensch aus den umliegenden Dörfern hatte versucht, ihn mit langen Stöcken, an deren Enden Haken befestigt waren, herauszuholen. Das Tier hatte bereits so viele Scheren verloren, daß jetzt — nachdem ihm neun gewaltfam abgerissen worden waren — keine mehr hatte wachsen wollen. Sein Hauptfeind war ein alter Mann, der mit Kaninchenfellen handelte. Jeden Sonntagmorgen ging dieser zur Zeit der Ebbe nach dem Wassertümpel hinter und warf den Balg und das Eingeweide eines Kaninchens in das Wasser, um den Hummer aus der Kluft herauszulocken. Der Hummer war jedoch zu schlau, und darum lebte er noch.

Am Tage ruhten sich die Fischottern auf einem Felsengestirn in der Höhle unter der Landspitze aus. Hier wohnte auch Tarkas, der Seehund, der immer, wenn er sie kommen hörte, auf eine tieferliegende Felsenspalte her-

unterhumpelte. Manchmal schwamm Tarla in den tieferen Lämpel der Höhle umher, legte sich auf den Rücken, um nach den Tropfen eisenhaltigen Wassers zu schnappen, die vom Felsendach herunterfiel. Aber das tat er nur, wenn Darrt fort war und im Meere nach dem Riesenaal jagte, dort wo die Felsen, die das Volk „Matrosensprung“ nennt, Gischt aus der Flut rissen.

Dieser Riesenaal, der größte in der Gegend, war niemals gefangen worden, denn jedesmal, wenn er Darrt, seinen Feind, sah, versteckte er sich tief unten im krabbengrünen Wasser, in einem Loch im felsigen Grund des tiefsten Wassers, wo die mit Muscheln bedeckten Kanonen eines vor hundert Jahren gesunkenen Kriegsschiffes lagen. Wenn kein Seehund in der Nähe war, pflegte der Naal aus seinem Loch herauszukommen, und ohne zu blinzeln, ins Wasser zu starten und auf Fische zu lauern, die er verfolgte und verschlang. Eines Morgens, als Tarla nach einer stürmischen Nacht großen Hunger verspürte und den Seetang fünf Klafter tief unter der Oberfläche nach Futter absuchte, glitzerte etwas über ihm, und als er hinauf sah, erblickte er einen schmalen Kopf mit einem langen gebogenen, beutegierrigen Schnabel und zwei große, mit Schwimmhäuten versehene Füße, die jeden Augenblick bereit waren, ein Opfer zu umklammern. Es war der Schlangenhalsvogel, dessen ölige, grün-schwarze Federn ein sonderbar bleiches Licht verbreiteten. Plötzlich zuckte der glatte, schmale Kopf, und ein Pollack, der unter ihm schwamm, hielt das Flimmern seiner Federn für einen kleineren Fisch. Der Pollack wandte sich, damit er hinaufschwimmen und den Fisch packen konnte. Der Schlangenhalsvogel sah das Blinken seiner Flossen im selben Augenblick wie Tarla. Mit kräftigen Stößen seiner Füße schoß der Vogel abwärts, dem Pollack, nach, schneller als ein Otter schwimmt. Seine Federn glitzerten und glänzten, als er dem Fisch nachjagte. Der Naal sah jetzt ebenfalls den Pollack und löste seinen muskulösen Schwanz von einer hervorspringenden Felsenspitze, um die er ihn gewunden hatte, um sich festzuhalten. Der Naal war länger, als ein erwachsener Mann groß ist, und sein Körper war dicker als Tarlas. Er wog neunzig Pfund. Er schlängelte sich um die mit Seetang bedeckten Schiffsbalken, und als er vorüberglitt, versteckten sich die Krabben in den Mündungen der Kanonen.

Vogel, Otter und Fisch bildeten zusammen einen jagenden Pfeil, dessen Spitze der schimmernde Pollack war, der Kaal der biegsame Schaft, während der Otter und der Schlangenhalsvogel die Widerhaken bildeten. Der Vogel mit dem gebogenen Schnabel schwamm mit lang ausgestrecktem Halse, fangbereit, während Luftbläschen aus seinem Schlund strömten.

Der Pollack wandte sich Tarla zu, der sich sofort umdrehte und ihn verfolgte. Jetzt wirbelte der Vogel mit einer jähen Schwentung seiner vierzehn kurzen, steifen Schwanzfedern und einer nach oben gerichteten Schwimmbaut herum. Der Pollack schoß eine steile, mit Seetang bewachsene Felswand herunter, aber als er Tarla unten begegnete, schwamm er wieder hoch und wurde von dem Schlangenhalsvogel gepackt.

Gorgen des Augustweibchens.

Perlennägel — der neueste Modestück.

Die Damen der Londoner Gesellschaft (in der man sich in der Tat zu langweilen scheint)

haben wieder einmal eine neue Mode diesmal zur Abwechslung eine Fingernagelmode, erfunden. Die Art, wie die rofigen Pfötchen in Zukunft zurechtgestutzt werden sollen, ist geradezu aufsehenerregend und bedeutet eine epochemachende Umwälzung auf dem Gebiete der Manufaktur. Die Nägel, meist kurz oder oval getragen, sollen jetzt wachsen, bläuen und gedeihen, bis sie beinahe die ansehnliche Länge der durch einen Erbsenfinger verlängerten Finger der chinesischen Mandarine erreichen. Sodann tritt die zuständige Fachkraft in Tätigkeit, schneidet die Riesennägel dreieckig, rundet die Spitze und preßt diese einer formvollendeten Perle gleich. Für stielichte Färbung wird natürlich gesorgt; die Fingernägel glitzern, bezaubern und erwecken den tausenden Eindruck, als wären sie mit echten (beileibe nicht etwa imitierten!) Perlen versehen. Die neue Mode beweist wieder einmal, daß nicht alles echt ist, was glänzt.

Ob sich der neueste Modestück durchsetzen wird, ist allerdings sehr fraglich, denn — für wohlbeliebte Damen mit kurzen und dicken Fingern kommen die Perlennägel kaum in Frage. Im übrigen soll Paris, die anerkannte Geburtsstätte der europäischen Damenmode, die Perlennägel glatt abgelehnt haben und wartet zu Beginn der Saison mit einer individuellen Neuerung auf demselben Gebiete auf; danach sollen von nun an auch die Fingernägel der mondänen Damen in den Diensten einer einheitlichen Farbensymphonie gestellt werden und ihre Lackierung der Farbe des Kleides entsprechend wechseln. Unter Umständen also täglich mehrere Male. Zu dieser „Reform“ kann, man, wenn auch nicht die Damen, so doch die einschlägige Industrie beglückwünschen.

Schach-Ede.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Alois Paq. Druck- und Verlagsanstalt, Teplitz-Schönau, Tischlergasse.

(17. Fortsetzung.)

Die Rochade.

Einmal in der Partie ist es erlaubt, gleichzeitig zwei Figuren zu ziehen. Es ist ein besonderes Vorrecht des Königs, und dieser Doppelzug wird Rochade genannt (in der Notation mit 0-0, beziehungsweise 0-0-0 bezeichnet).

Wenn der König und ein Turm noch auf ihrem ursprünglichen Platze stehen, beide bisher noch nicht gezogen haben und der Raum zwischen beiden Figuren freiliegt, dann steht es dem Spieler frei, die Rochade auszuführen, und zieht er zuerst den Turm dicht an den König heran, springt*) sodann mit dem König über den Turm hinweg und stellt ihn unmittelbar neben dem Turm auf.

Nehmen wir an, eine Partie verläuft folgendermaßen: 1. e2-e4, e7-e5; 2. Sg1-f3, Sb8-c6; 3. Lf1-b5, d7-d6.

Bild 21.



Vor der kurzen Rochade.

Weiteres.

Billiges Vergnügen. „Gut, wetten wir“, sagte Maxchen zu Paul. „Viel Geld haben wir ja nicht, also wetten wir 5 Pfennig.“ — „Eingverstanden — was wetten wir?“ — „Ich nehme einen Eimer Wasser und gieße dich von oben bis unten an — und du wirst nicht naß!“ — „Abgemacht“, schmunzelt Paul. — Max nimmt also einen Eimer, gießt Paul an, daß er nur so triest. Da schüttelt sich Paul: „Ich bin doch patzschnaß?“ — Da sagt Max: „Dann habe ich eben verloren.“

Wenn! Der große amerikanische Friedhof war mit Besuchern überfüllt. Die beiden Iren hatten auf dem Grabe Patricks Blumen niedergelegt. Beim Fortgehen stießen sie auf einen Japaner, der das Grab eines Landsmannes mit Reis befreute. „Wann soll denn dein Freund den Reis essen?“ machten sie sich über ihn lustig. — „Wenn er nur an den Blumen riechen kommt!“

Der alte Oberst. „Ja, ich brauche einen Diener“, sagte der alte Oberst. „Ich habe ein mechanisches Bein, ein Glasauge, einen mechanischen Arm, vier sibirische Rippen. Halten Sie sich für tauglich, in meinen Dienst zu treten?“ — „Aha sika. Ich bin Installateur!“

Der vorsichtige Schotte. Ein Schotte, der von den Wundern der Verjüngungsoperation gehört hatte, fuhr nach London, um sich verjüngen zu lassen. Als er am Schalter ein Billett für die lange Reise verlangte, fragte ihn der Beamte, ob er vielleicht eine billigere Karte nehmen wolle, die auch für die Rückfahrt gilt. Er lehnte entschieden ab und meinte, nach dem Grunde gefragt: „Vielleicht fahre ich als Kind zurück!“

Jetzt ist die Rochade mit dem Königsturm statthaft und wird vollzogen, indem der weiße Turm h1 auf das Feld f1 gezogen wird, sodann springt der König vom Felde e1 über den Turm auf das Feld g1 (siehe Bild 21 u. 22).

Bild 22.



Nach der kurzen Rochade.

Die Rochade mit dem Königsturm heißt auch kurze Rochade (0-0). Die Rochade mit dem Damesturm lange Rochade (0-0-0). Schwarz braucht noch zwei Züge, bevor er kurz (oder lang) rochieren kann.

Die lange Rochade kommt viel seltener vor als die kurze, so daß in der Regel beide Parteien kurz rochieren. Man braucht mehr Zeit dazu, wie man zum Beispiel aus dem folgenden Spielanfang ersieht:

1. e2-e4, e7-e5; 2. d2-d4, e5×d4; 3. Dd1×d4, Sb8-c6; Schwarz greift die Dame an, Weiß muß diese stärkste Figur durch Flucht retten; 4. Dd4-e3, Sg8-f6; 5. Sb1-e3, Lf8-b4; 6. Le1-d2. Nun kann zunächst Schwarz kurz und Weiß lang rochieren. (Zwei Bilder hierzu in der nächsten Fortsetzung.)

Fortsetzung folgt!

*) Erinnerung an das alte Schachspiel der Inder, Perser und Araber, die nur den Königssprung ins dritte Feld kannten.